

4. Repräsentation nach der Krise der Repräsentation

Dieses Kapitel gibt einen Überblick zu jenen Problematisierungsweisen und Ausprägungen von Repräsentation, die seit Mitte der 1980er Jahre im Anschluss an sozial- und kulturwissenschaftliche Diskussionen rund um die sogenannte Krise der Repräsentation Verbreitung gefunden haben. Hierfür stelle ich zuerst sich mit der Krise der Repräsentation eröffnende Diskussionsstränge und Losungen vor (Kap. 4.1). Daran anschließend richte ich den Fokus auf Repräsentation als politisches (Theorie-)Projekt (Kap. 4.2). So verstanden findet Repräsentation etwa in Cultural, Postcolonial und feministischen Gender Studies auf Gegenstandsseite große Beachtung – in Form von Kritiken an konkreten Repräsentationen ebenso wie an gesellschaftlichen Repräsentationsverhältnissen.⁹⁰ Mit Repräsentation im Zusammenhang stehen zudem repräsentationspolitische Kämpfe um Sichtbarkeit, Anerkennung und Teilhabe.

4.1 Die Krise der Repräsentation: Ein Überblick

Die Krise der Repräsentation kann mit erkenntnistheoretischen und erkenntnispolitischen (In-)Fragestellungen ebenso in Verbindung gebracht werden, wie mit damit einhergehenden methodologisch-methodischen Neuorientierungen. Die Kulturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick (2009: 149–153), die die Krise der Repräsentation im größeren Rahmen eines *reflexive turn* verortet, unterscheidet zwei Stränge der Diagnose und Bearbeitung der Repräsentationskrise: einen hauptsächlich von zeichentheoretischen und gegebenenfalls postmodernen Theorien getragenen und einen stärker historisch und politisch argumentierenden Strang. Während erstgenannter Strang mit heute im deutschsprachigen Wissenschaftskontext als poststrukturalistisch, seltener dezidiert als postmodern firmierenden Einsichten in enger Verbindung steht, beruht der zweite Strang auf der Wahrnehmung und Bearbeitung weltgesellschaftlicher Wandlungspro-

90 Unterschiede zwischen einzelnen Studies fallen dabei weniger stark ins Gewicht als jene zwischen einer modernen und postmodernen Position, wie sie Fenton (2000) mit Blick auf feministische Forschung zur massenmedialen Repräsentationspraxis differenziert hat.

zesse etwa im Zuge formal-politischer Dekolonialisierung. Zu berücksichtigen ist, dass diese beiden Stränge kaum parallel, das heißt unabhängig voneinander verlaufen, sondern sich immer wieder überschneiden. So vermerkt beispielsweise James Clifford (1986: 10) in dem bekannten Sammelband „Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography“, eine der als zentral rezipierten Veröffentlichungen, welche die Krise der Repräsentation bilanzierten: „The critique of colonialism in the postwar period – an undermining of ‚The West’s‘ ability to represent other societies – has been reinforced by an important process of theorizing about the limits of representation itself“.

Als ein loses, dabei zentrales Ende der Auseinandersetzung mit der Krise der Repräsentation lässt sich demzufolge die Transcodierung von Repräsentation als wissenschaftlicher Kategorie und Praxis fassen. Voraus ging dieser theoretisch angeleiteten Neuaneignung die Einschätzung, dass Repräsentation insofern als in der Krise befindlich einzustufen ist, als rigoros infrage gestellt wurde, dass eine vorgängige Wirklichkeit in wissenschaftlicher Praxis objektiv zur Abbildung gebracht werden könnte. Ausgangspunkt für neuere Analysen und Konzepte, die an Repräsentation als *terminus technicus* festhalten,⁹¹ ist demgegenüber die Vorstellung, dass mitunter wissenschaftliche Repräsentationspraxis *selbst* Wirklichkeit wirkmächtig in die Welt setzt. Mit Urs Stähelis (2000 a: 14) Worten: „Was sich verändert, ist der Status von Repräsentation: Repräsentation ist nun nicht mehr der passive Ausdruck von etwas, das bereits besteht, sondern wird selbst zu einer sozialen Praktik, die an der Herstellung des von ihr Repräsentierten mitbeteiligt ist“. Repräsentation wird folglich als analytisches Konzept und Modus von Forschungspraxis neu gefasst bzw. angeeignet – namentlich als produktive, gegebenenfalls performative, jedenfalls Wirklichkeiten konstruierende Praxis. Als beispielhaft und aus heutiger Sicht durchaus programmatisch kann das konstruktivistische Verständnis von Repräsentation der britischen Cultural Studies gelten (Hall/Evans/Nixon 2013; Siapera 2010; Orgad 2012, 2014; Kidd 2016; Kap. 3 in diesem Buch). Dieses grenzt sich explizit von herkömmlichen Repräsentationsverständnissen ab, welche die Bedeutung von etwas wahlweise in einer repräsentationsunabhängigen bzw. -vorgängigen Realität (*mimetic approach*) oder in den Intentionen von Autor_innen und Sprechenden verorten, die dieses Etwas bezeichnen oder zeigen (*intentional approach*; Hall 2013 b: 10–11). Repräsentation wird demgegenüber als sinnkonstitutive und bedeutungsgenerierende so-

91 Es gab und gibt durchaus Bestrebungen Repräsentation als epistemischen und analytischen Grundbegriff zu verabschieden. Hierzu: Engel (2002).

ziale Praxis verstanden: „Meaning is produced by the practice, the ‚work‘, of representation. It is constructed through signifying – i.e. meaning-producing – practices“ (Hall 2013 b: 14). Geschlussfolgert wird entsprechend, dass auch die eigene wissenschaftliche Erkenntnis- bzw. Beobachtungspraxis keineswegs eine außenstehende Wirklichkeit vorfindet, die sie – etwa die richtigen Methoden vorausgesetzt – objektiv erfassen und vermitteln könnte. Stattdessen erzeugt sie als Repräsentationspraxis konstitutiv soziale Wirklichkeiten. Es ist diese zentrale erkenntnistheoretische Prämisse, die sich mit der Diagnose einer Krise der Repräsentation und im Zuge größerer theoretischer Wenden (*turns*) weiter verbreitete.

Mit dem benannten erkenntnistheoretischen Rüstzeug im Gepäck starteten auch viele Protagonist_innen der Debatte jener Krise der Repräsentation, die in der deutschsprachigen Rezeption zuvorderst behandelt wird (Berg/Fuchs 1993; Weimann 1997; Därmann/Jamme 2002; Haller 2003): Angesprochen ist damit die Krise der *ethnographischen* Repräsentation und folglich die in den 1980er Jahren einsetzende „grundsätzliche Debatte zu Fragen der Repräsentation, der – textlichen – Objektivierung der Anderen“ (Berg/Fuchs 1993 a: 7). Entscheidender Anknüpfungspunkt war hier die sogenannte *Writing Culture*-Debatte, im Zuge derer bis dato übliche ethnographische Repräsentationspraxen Anderer bzw. ‚fremder Kulturen‘ in die Kritik gerieten (Clifford 1986; Tierney/Lincoln 1997). Hintergrund war, dass sich ethnologische Forschung zunehmend selbstkritisch mit der eigenen Verstrickung mit dem Kolonialismus auseinanderzusetzen begann (Gottowik 2007; Haller 2003), dies auch deshalb, weil sich eine „Kritik am eurozentrischen Repräsentationsmonopol gerade von postkolonialer Seite“ (Bachmann-Medick 2009: 145) verbreitete.⁹²

Eine Konsequenz, die in der frühen Hochphase der Krise der ethnographischen Repräsentation vielfach gezogen wurde, bestand darin, dass untersucht wurde, über welche rhetorischen Mittel eine Autorisierung von vor allem wissenschaftlichen Fremdrepräsentationen ermöglicht wird (Fuchs/Berg 1993: 82–89). Damit einher ging die zunehmende Infragestellung unzweifelhafter wissenschaftlicher Autorität. Wie Stefan Hirschauer (2001: 429–430) im Rückblick festhält:

„Unter dem Titel der ‚Krise der ethnografischen Repräsentation‘ (Berg/Fuchs 1993) sezierten die genannten Autoren die Ethnografie als litera-

92 Einen einfachen Zusammenhang zwischen formal-politischer Dekolonisierung und einer ethnographischen Krise der Repräsentation verkompliziert zum Beispiel Rabinow (1993 [1986]).

risches Genre. Betrachtet man ihre kritischen Beiträge unter einer praxeologischen Perspektive, so definierten sie ein neues *Bezugsproblem* des ethnografischen Schreibens: die ‚Autorisierung des Autors‘, die Herstellung einer Sprecherposition, von der aus Leser von der gültigen Repräsentation einer Kultur überzeugt werden können. Wie überzeugt man Abwesende von der Authentizität eines Berichts? Zu den ‚Lösungen‘ dieses Problems gehören naturalistische Rhetoriken der Authentifizierung („dort gewesen sein“), die Demonstration intimer Kenner-schaft, das Verdrängen indigener Stimmen durch den Monolog des Autors usw.“ (Hervorh. im Orig.).

Demzufolge kann als ein Vermächtnis der Krise der Repräsentation – die auch als „Auflösung ethnographischer Autorität“ (Clifford 1993 [1983]: 110) charakterisiert wird – angesehen werden, dass autorisierende Modi von Repräsentation in den Blick geraten.⁹³ Die Beschäftigung mit Repräsentation geht jedoch in aller Regel über die Beobachtung und Analyse von rhetorischen Mitteln oder auch historisch-spezifischen Genrekonventionen hinaus. Zentral wird die Verschränkung von Repräsentationspraxis und deren wirklichkeitskonstitutiver Funktion mit Aspekten der (Wissens-)Macht und Hegemonie: Gemeinsam mit der *Poetik* rückt die *Politik* von Repräsentation und von spezifischen Repräsentationsregimen in den Fokus, wobei letztgenannte – visuell gefasst – „das gesamte Repertoire an Bildern und visuellen Effekten [bezeichnen], durch das ‚Differenz‘ in einem beliebigen historischen Moment repräsentiert wird“ (Hall 2004 a: 115). Heute stellen dann auch Repräsentationsanalysen die Regel dar, die sich nicht damit begnügen, Prozesse der Herstellung von *Autorität* – „verstanden im Doppelsinn von ‚Autor‘ und ‚Autorität‘“ (Kaltmeier 2012: 36) – zu beleuchten, sondern zudem die mit erfolgreichen Autoritätsbehauptungen verwobenen Wahrheits- und Repräsentationsregime unter die Lupe nehmen, die sie als Momente der Re-Produktion und Legitimation von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen problematisieren (Siapera 2010: 131).

Die Monographie „Orientalismus“ des Literaturwissenschaftlers Edward W. Said (2009 [1978]) kann mit Blick auf ihre Rezeptionsgeschichte in diesem Zusammenhang als zentrale Referenz gelten. Dieses für verschiedene Disziplinen mittlerweile kanonische Werk – von Markus Schmitz als eine „Makro-Archäologie des westlichen Wissens vom Orient“ (Schmitz 2012:

93 Zu Bemühungen einer Rückgewinnung kritischer Autorität: Bachmann-Medick (2008).

110) bzw. „des okzidentalens Fremdwissens“ (Schmitz 2012: 109) bezeichnet – gilt vielen als Gründungsdokument postkolonialer Studien (Castro Varela/Dhawan 2015: 93). Darüber hinaus war „Orientalismus“ ein wichtiger Reibungspunkt in den frühen Debatten zu einer Krise der Repräsentation. Saida Studie ist eine der ersten breit rezipierten Repräsentationskritiken unter postkolonialem Vorzeichen in Form einer kolonialen Diskursanalyse, wobei letztgenannter Zugang nicht mit dem postkolonialen Theorieprojekt als Ganzes gleichgesetzt werden sollte (Castro Varela/Dhawan 2015: 94, 95, Fn.7). María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan (2015: 100) fassen in ihrer kritischen Einführung in die Postkoloniale Theorie Saida Argumentation bzw. Vorgehensweise in „Orientalismus“ wie folgt zusammen:

„Mithilfe der Foucault'schen Diskursanalyse wird nachgezeichnet, wie der koloniale Diskurs die kolonisierten Subjekte *und* Kolonisatoren gleichermaßen hervorgebracht hat und wie der Orient durch selbsternannte Orientexperten, die vorgaben, den Orient zu kennen, hergestellt und anschließend essentialisiert wurde. Darüber hinaus arbeitet Said überzeugend heraus, wie der orientalistische Diskurs instrumentalisiert wurde, um die europäische Kolonialherrschaft auf- und auszubauen: Das vermeintliche Wissen über den Orient diene, so Said, nicht nur der direkten Machtausübung, sondern auch der Legitimierung von Gewalt“ (Hervorh. im Orig.).

Unter Orientalismus fasst Said also jenen Diskurs, der den ‚Orient‘ als „Wissensojekt“ (Hall 2012 a: 155) hervorbrachte.⁹⁴ Er beobachtet, wie „die diskursive Konstruktion des/der orientalischen Fremden als kohärente kulturelle Figur des Anderen in einem umfassenden Macht/Wissen-Kom-

94 Orientalismus ist zwischenzeitlich zu einem „generischen Begriff“ geworden, „der beschreibt, wie dominante Kulturen *andere* Kulturen repräsentieren und damit erstere wie letztere konstituieren“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 95; Hervorh. im Orig.). Beispielsweise hat Hall (2012 a) in Anlehnung an Said herausgearbeitet, wie sich der Westen in Abgrenzung zum ‚Rest‘ in einem nur als global angemessen zu verstehenden Prozess als ein wirkmächtiges, „*historisches* und kein geographisches Konstrukt“ (Hall 2012 a: 138; Hervorh. im Orig.) formierte. Das Konzept des Westens dient Hall zufolge als Repräsentationssystem – verstanden als ein Ensemble von Bildern und Vorstellungen, das ein „zusammengesetztes Bild davon vor unser geistiges Augen [führt], wie verschiedene Gesellschaften, Kulturen, Völker und Orte beschaffen sind“ (Hall 2012 a: 138); es funktioniert zudem als ein Denkwerkzeug zur Klassifizierung und Kategorisierung, als ein Vergleichsmodell, das Unterschiede erklärbar macht, und nicht zuletzt als Kriterium der Bewertung und als Ideologie (Hall 2012 a: 139).

plex eingebunden ist“ (Schmitz 2012: 110). Das insbesondere in der Orientalistik generierte Wissen diene dabei weit über den wissenschaftlichen Zusammenhang hinaus der Legitimierung und Stabilisierung kolonialer Herrschaftsverhältnisse. Damit bezeichnet Orientalismus bei Said auch mehr als „lediglich [...] ‚einen Repräsentationsstil‘“ – wie Castro Varela und Dhawan (2015: 100) anmerken: „Der Orientalismus [...] hat die koloniale Herrschaft nicht nur rationalisiert, sondern eigentlich erst ermöglicht“. So diene der orientalistische Diskurs der Legitimation und Durchsetzung westlicher bzw. kolonialistischer Herrschaftsansprüche im Zuge der Selbstvergewisserung und -identifikation Europas als modern, zivilisiert, aufgeklärt.⁹⁵

Zentral mit Blick auf Repräsentation sind auch die Überlegungen Gayatri Chakravorty Spivaks. Die postkolonial-feministische Wissenschaftlerin hat in ihrer bekannten Abhandlung „Can the Subaltern Speak?“ (2008) im Zuge ihrer Kritik an der Selbstpositionierung von Michel Foucault und Gilles Deleuze gegenüber marginalisierten Anderen und ausgehend von Karl Marx’ Schrift „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ aus dem Jahr 1852 auf die konstitutive Doppeldeutigkeit von Repräsentation hingewiesen: Repräsentation als produktive/ästhetische *Darstellung* und als advokatorische/politische *Vertretung*. Analysen und Kritiken von Repräsentationspraxis bauen heute häufig auf diesem dualen Repräsentationsverständnis auf – und dies noch über postkoloniale und feministische Diskussionszusammenhänge hinaus.⁹⁶ Dabei wird die Differenzierung von Repräsentation als Darstellung und Vertretung in der Rezeption auf sehr unterschiedliche Weise produktiv gemacht, wie auch die facettenreiche Argumentation Spivaks in „Can the Subaltern Speak?“ allgemein recht unterschiedliche, teils widersprüchliche Lesarten evoziert (Ziai 2005). Wichtig scheint mir an dieser Stelle der Hinweis auf das, was man vielleicht als das

95 Es sind entsprechende Prozesse, die in jener postkolonial informierten historischen Forschung im Fokus stehen, die Repräsentationen ferner Wirklichkeiten im globalen (Macht-)Zusammenhang von Imperialismus und Kolonialismus verortet diskutiert. Vgl. hierzu im Weiteren vor allem Kap. 7.1 und Kap. 9.1.

96 Ausgehend von Spivaks vielbeachtetem Essay hat die im Deutschen ohnehin recht einsichtige Bestimmung von Repräsentation als Darstellung und (Stell-)Vertretung in den letzten Jahrzehnten auch im englischsprachigen Diskussionszusammenhang an Bedeutung gewonnen. Alternativ und bisweilen synonym ist zudem die Rede von *speaking about* und *speaking for*, wobei Alcoff (1991: 10) zu bedenken gibt, ob ein Sprechen über und für Andere nicht ein spezieller Aspekt mit Blick auf das allgemeinere Feld der Repräsentation sei. Danielsen et al. (2016) entfalten beispielsweise die Unterscheidung *representation* und *representation*.

größere Projekt bezeichnen kann, das Spivak mit ihrem Insistieren auf die Unterscheidung vorgestellt hat. Dieses besteht darin, sich dafür zu interessieren, wie die beiden Dimensionen von Repräsentation miteinander ins Verhältnis gesetzt werden bzw. in Beziehung zueinander stehen. Von mitunter analytischem Interesse ist das Zusammenspiel der beiden Repräsentationsformen. Spivak (1988: 65–66) erklärt dazu:

„[P]roxy and portrait as I said, these are two ways of representing. Now, the thing to remember is that in the act of representing politically, you actually represent yourself and your constituency in the portrait sense, as well. You have to think of your constituency as working class, or the black minority, the rainbow coalition, or yet the military-industrial complex and so on. That is representation in the sense of *Darstellung*. So that you do not ever ‚simply‘ *vertreten* anyone, in fact, not just politically in the sense of true parliamentary forms, but even in political practices outside of parliamentary forms. [...] Unless the complicity between these two things is kept in mind, there can be a great deal of political harm“ (Hervorh. im Orig.).

Knapp zusammenfassen lassen sich die beiden miteinander verbundenen, jedoch nicht ineinander überführbaren Modi der Repräsentation (Spivak 2008: 32) wie folgt: Jemanden zu repräsentieren heißt diesen (kollektiven) Jemand darzustellen – das heißt in spezifischer Weise präsent zu machen und damit als Subjekt hervorzubringen – und/oder für diesen Jemand (an seiner statt) zu sprechen. Dabei macht Spivak in dem obenstehenden Zitat darauf aufmerksam, dass das eine (Vertretung) ohne das andere (Darstellung) nicht zu haben ist.

Im Zuge der Krise der Repräsentation gerät „Repräsentation als prozeßhafter, kontingenter Vorgang, der sich zwischen mindestens zwei Seiten abspielt“ (Fuchs/Berg 1993: 14) in den Blick – und in der Folge oftmals die (Macht-)Asymmetrie zwischen Forschenden und Beforschten sowie die soziale Positionierung und Verantwortung einer jeden forschenden Person, die Andere darstellt und/oder (stell-)vertritt. Ein zentrales Resultat der Krise der Repräsentation – wobei Ursache und Wirkung nicht so klar differenziert werden können⁹⁷ – war und ist dann auch eine breit angelegte Suche nach geeigneten kollaborativen Forschungsmethoden: Es stehen „Fra-

97 So stellt Freudenberg (2003: 71) fest, „daß die ‚Krise der Repräsentation‘ mit der Entwicklung alternativer Repräsentationskonzepte von Anfang an zusammenfällt. Der Topos der ‚Krise‘ bezeichnet damit zugleich auch mögliche Auswege“.

gen textlicher Autorität, des ‚Wer spricht?‘, [...] bei Versuchen im Vordergrund, Forschungsvorhaben als Kollaborationen mit den zu beforschenden ‚Anderen‘ zu gestalten. Stichworte wie Dialog, Gespräch, Austausch und Partizipation prägen die Debatte um die Krise der Repräsentation“ (Lemke 2011: 14). Mit den Jahren mehr oder minder etabliert haben sich beispielsweise Formen partizipativen Forschens (Unger 2014 a) ebenso wie alternative, etwa nicht-monologische Textgattungen wissenschaftlicher (Ergebnis-)Repräsentation (Tierney/Lincoln 1997). Verfolgt wird jeweils die Zielsetzung, die Asymmetrie im (Macht-)Verhältnis von ‚Forschungssubjekt‘ und ‚Forschungsobjekt‘ produktiv zu unterlaufen bzw. auszuhebeln.

Sarah Corona Berkin und Olaf Kaltmeier (2012: 7) beobachten eine beständige Zuspitzung der „Krise der Erforschung des kulturell Anderen“ seit den 1990er Jahren – vor allem im Zuge einer „zweite[n] Welle der Dekolonisation der Methodologien“ (Kaltmeier 2012: 20), die von indigenen Forschenden vorangetrieben wurde (hierzu auch Exo 2015). Als (Zwischen-)Ergebnis machen Corona Berkin und Kaltmeier (2012: 7) folgenden Konsens aus:

„Dabei lässt sich – trotz aller theoretischer und politischer Differenzen – ein gewisser Konsens herausarbeiten, der darauf beruht, dass es nun weder darum geht, Fernwissen *über* den Anderen zu produzieren, noch, in advokatorischer Absicht *für* den Anderen zu sprechen. Stattdessen zeichnet sich in der forschungspraktischen Ethik das Ideal ab, zu einem Dialog *mit* dem Anderen zu kommen“ (Hervorh. im Orig.).

Mit der Krise der Repräsentation wurde eine bis heute andauernde Debatte über method(olog)isch zu ziehende Konsequenzen eingeläutet. Dabei variieren die aus der Krisendebatte gezogenen Schlüsse und Lehren im Detail – nicht nur hinsichtlich des von Corona Berkin und Kaltmeier ausgemachten Konsens, sondern etwa auch mit Blick auf den Stellenwert, den (Selbst-)Reflexivität in qualitativer Forschung einnehmen soll (Langenohl 2009; Kap. 6.3 in diesem Buch). Zudem werden durchaus unterschiedliche Punkte im Forschungsprozess ausgemacht, an denen es schwerpunktmäßig anzusetzen gilt, wie auch die im Rahmen einer Krise der Repräsentation formulierten Aufgabenstellungen selten als ‚Komplettpaket‘ aufgegriffen werden.⁹⁸

98 Beispielsweise kritisiert Winter (2001: 50), dass sich die im deutschsprachigen Raum vorherrschende ethnographische Forschung nicht angemessen bzw. ausreichend differenziert auf die Diskussionen zur Krise der Repräsentation eingelassen

Was dieser kurze Überblick zeigt, ist, dass mit der Diagnose einer Krise der Repräsentation insbesondere eine „Krise der *Fremdrepräsentation*“ (Fuchs/Berg 1993: 74; meine Hervorh.) ausgemacht und bearbeitet wird. Forschende stellen sich vermehrt der Einsicht, dass die eigene Forschungspraxis selbst Repräsentationspraxis und als solche mit spezifischen epistemologischen, methodologischen, erkenntnispolitischen und forschungsethischen Herausforderungen assoziiert ist. Zudem widmen sich wissenschaftliche Repräsentationskritiken oftmals „Repräsentationsregime[n] um Differenz und Andersheit“ (Tsianos/Karakayali 2014: 34). Wie im nachfolgenden Kapitel deutlich wird, stellen sich Fragen der Repräsentation, verstanden als Darstellung und Vertretung, dabei auch – und für manche sogar vornehmlich – als Fragen der Un-/Sichtbarkeit und Teilhabe von marginalisierten und ausgeschlossenen Stimmen und Belangen in politischen und künstlerischen, populärkulturellen, journalistischen wie auch wissenschaftlichen Kontexten. Es sind die gesellschaftlichen Repräsentationsverhältnisse und verstärkt (verwehrte) Partizipations- und Mitbestimmungsmöglichkeiten, denen mit Blick auf die Repräsentation von Personen/-Gruppen Aufmerksamkeit zuteilwird. Zugleich rückt immer wieder das ungleiche Verhältnis von Fremd- und Selbstrepräsentation in den Vordergrund: Die Legitimität und Autorität von wissenschaftlichen Fremdrepräsentationen werden ebenso infrage gestellt, wie Selbstrepräsentation als zentral, wenn auch ihrerseits potentiell problematisch eingestuft wird.

4.2 Repräsentation als politisches (Theorie-)Projekt

In den letzten Jahren zieht insbesondere queer-feministische, postkoloniale, rassismuskritische, Visual Culture und/oder Cultural Studies Forschung Repräsentation als kritisch-analytischen Begriff heran und buchstabiert diesen gegebenenfalls als Fachterminus weiter aus. Angesprochen sind damit zugleich Ansätze, deren Vertreter_innen ihre Forschung häufig als dezidiert politische oder parteiische Theorieprojekte verstehen (Grossberg 1999; Ha 2010: 260) – mithin als „forschende Interventionen“ (Ploder/

habe, da weiterhin auf die Überzeugung einer „Differenz zwischen Teilnehmer- und Beobachterverstehen“ aufgebaut werde. Folglich werde auf die von Winter (2001: 52) für notwendig erachtete „Dekonstruktion ethnographischer Wirklichkeiten und Darstellungen“ ebenso verzichtet wie auf die damit verschränkte „Dekonstruktion der Autorität des Forschers“ (Winter 2001: 58). Ähnlich auch Mecheril (2009).

Stadlbauer 2013: 398). Beobachten lässt sich eine sowohl thematische als auch personelle Verwobenheit von emanzipatorischer, kritisch-intervenierender Forschung und sozialen Bewegungen, wobei von einem produktiven Wechsel- und Spannungsverhältnis ausgegangen werden kann (Calhoun 1994: 15).

Viele wissenschaftliche Repräsentationsanalysen und -kritiken verstehen sich als Beitrag zu den Kämpfen marginalisierter und de-privilegierten Personen/-Gruppen um Sichtbarkeit, Anerkennung und Teilhabe. Es sind mutmaßlich diese drei Schlagworte und die mit ihnen assoziierten Fragen und Forderungen, die im Rahmen von Repräsentationspolitiken im Fokus stehen (ähnlich Bayat 2016: 85): So stellt sich erstens die Frage der Un-/Sichtbarkeit, also nach dem Ausschluss, der Marginalisierung oder dem Grad der Präsenz bestimmter Personen/-Gruppen, deren Bilder, Stimmen, Perspektiven und politischen Forderungen im (medien-)öffentlichen Raum.⁹⁹ Zweitens wird die Frage nach dem Wie der Darstellung gestellt, womit insbesondere die „performativ-ästhetische Ebene der Repräsentation“ (Schaffer 2008: 104) und die über sie ermöglichten und verunmöglichten Selbst-, Fremd- und Weltenbilder angesprochen sind. Gefragt wird dann beispielsweise, inwiefern es sich in konkreten Fällen um *anerkennde* Repräsentationen handelt (Schaffer 2008). Drittens geht es um Aspekte der Teilhabe und damit um die mitunter institutionalisierten und formalisierten Möglichkeiten, Positionen aktiv Sprechender, ausgestattet mit Definitions-, Gestaltungs- und/oder Entscheidungsmacht, einzunehmen. Zugrunde liegt auf all diesen Ebenen die Prämisse: *representation matters*. Repräsentation ist keineswegs nur ideell, kein sekundärer Ausdruck ‚harter‘ Strukturen. Sie zeitigt sehr reale soziale Konsequenzen. Und umgekehrt lässt sich mit Hilfe von Repräsentationspolitiken und „Kämpfen um Subjektivierungsweisen in Herrschaftsverhältnisse eingreifen“ (Engel 2002: 199).

Die voranstehenden Überlegungen weiterverfolgend, gehe ich etwas näher auf den un-/umstrittenen politischen Charakter von wissenschaftlichen Repräsentationskritiken ein, um darauf aufbauend das Konzept von „Repräsentation als Intervention“ (Engel 2002: 198) vorzustellen, das noch Repräsentationskritiken und -politiken jenseits des wissenschaftlichen Kontextes bzw. jenseits der Dichotomie von Wissenschaft und Praxis einschließt (Kap. 4.2.1). Anschließend arbeite ich einige Kernanliegen von Re-

99 Wie Schaffer (2008: 12) betont, wurde Sichtbarkeit in den letzten Jahren zu einer politischen Kategorie, an deren Erzeugung nicht zuletzt oppositionelle politische Rhetoriken maßgeblich mitwirkten.

präsentationsanalysen mit kritischer Stoßrichtung näher heraus und verdeutliche sie am Beispiel des rassifizierenden bzw. rassistischen Repräsentationsregimes, das ich als eine hegemoniale Praxis der Fremdrepräsentation vorstelle (Kap. 4.2.2). Abschließend diskutiere ich einige der Verheißungen und Fallstricke von Selbstrepräsentation mit Blick auf soziale Bewegungen, die das Selbst ihrer Repräsentationspraxis mal mehr, mal weniger essentialistisch und homogenisierend fassen (Kap. 4.2.3).

4.2.1 Repräsentation als Intervention – Repräsentation jenseits bloßer Symbolpolitik

Kritische Lesarten und konzeptionelle Ausdeutungen von Repräsentation, die etwa im Anschluss an Forschende wie Stuart Hall oder Gayatri Chakravorty Spivak in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten an Popularität gewonnen haben, verdanken ihre spezifische Konturierung sicherlich ihrer poststrukturalistischen, oft dezidiert dekonstruktivistischen Perspektivierung. Damit sind Repräsentationskritiken nicht nur im Rahmen diverser Studies verortet, die sich als politisch, emanzipativ, parteiisch verstehen; zugleich stehen sie in theorieperspektivischen Zusammenhängen, die sich aufgrund ihres Interesses an (Sinn-)Brüchen und dynamischen Aufschiebungen hervortun (Moebius/Reckwitz 2008). Aber (wie) verträgt sich ein politischer Anspruch eigentlich mit solch poststrukturalistischen bis postmodernen Prämissen? Beispielsweise Robert Feustel (2015: 15) behauptet, dass Dekonstruktion „immer schon politisch“ sei, „weil gerade die dekonstruierende Arbeit am Material Setzungen, Axiome oder Dinge, die üblicherweise als konstant und unstrittig oder natürlich gelten, als Geworden und vom Denken erschaffen enttarnt“. So treffend Feustel damit die Programmatik aktuell verbreiteter, keineswegs nur dekonstruktiv verfahrenender Kontingenzperspektiven benennt, bleibt fraglich, ob Dekonstruktion und weitere poststrukturalistische Forschungsprogramme ‚immer schon‘ kritisch oder gar politisch sind. Gerade bestimmte Spielarten von Dekonstruktion werden mit stark depolisierenden Tendenzen verknüpft (Hall 2012 c: 34). Der von Feustel vertretenen Sichtweise widersprechen zudem Beobachtungen, die auf Tendenzen einer ‚Postmodernisierung‘ poststrukturalistischer Forschungsansätze hinweisen und etwa einen Beobachtungsrelativismus als wesentliches Hindernis für eine gesellschaftskritische Pra-

xis benennen (van Dyk 2012: 194–196).¹⁰⁰ Keineswegs nur von außenstehenden Beobachtenden wird an Forschung, die sich als politisch und/oder kritisch versteht, die Frage herangetragen, ob oder inwieweit sich dieser (Selbst-)Anspruch aufrechterhalten lässt.

Neben der Kritik an Formen einer dekonstruktivistischen oder postmodernen Depolitisierung sowie an einem akademischen Mainstreaming¹⁰¹ wird immer wieder beanstandet, dass sich bestimmte – etwa postkoloniale – Forschungsansätze darauf beschränkten, Analysen ‚symbolischer‘ Repräsentation vorzulegen, sie also „die materielle Basis globaler Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse zugunsten von Diskurs und Repräsentation theoretisch zurückgestellt“ (Engels 2014: 133) hätten. Aber ist eine Repräsentationsanalyse nur auf Kosten von materialistischer herrschaftskritischer Forschung zu haben? Dem steht nicht zuletzt folgende Beobachtung gegenüber: Viele Repräsentationskritiken sind ihrem Selbstverständnis nach bereits insofern Macht- und Herrschaftskritik, als davon ausgegangen wird, dass Repräsentation im Zusammenhang mit einer „hegemonialen Wahrnehmung“ und Prozessen der „Herrschaftsstabilisierung“ (Castro Varela/Dhawan 2007: 35) steht. Repräsentation als Darstellung und Vertretung wird expliziert als „operativer Begriff innerhalb politischer Prozesse, die das Ziel der Sichtbarkeit und Legitimität Minorisierter als politische

100 Van Dyk (2012: 195) macht nachdrücklich darauf aufmerksam, dass die für mancherlei poststrukturalistische Theorien zentrale Annahme „konstitutive[r] Unkontrollierbarkeit und Dynamik“ gesellschaftskritische Potentiale unterminieren kann. Zudem gibt sie zu bedenken: „Meine zentrale These ist, dass es die implizite – in der Regel uneingestandene – Normativität poststrukturalistischer Theorien ist, die linke AkademikerInnen und TheoretikerInnen für das theoretische Paradigma begeistert und die ihrerseits dazu beiträgt, dem Bedarf nach einem kritischen Gestus Genüge zu tun, ohne dass eine kritische (Theorie-)Position ausformuliert bzw. gewagt werden muss“ (van Dyk 2012: 194).

101 Vor allem von ‚internen‘ Kritiker_innen wird ein Mainstreaming als bedenklich und depolitisierend eingestuft. Für die Cultural Studies formulieren beispielsweise Koivisto und Merckens im Vorwort zu Halls „Ausgewählte Schriften 4“: „Die Kehrseite dieses Zugewinns an akademischer Anerkennung, so sagen manche linke Kritiker, die sich schon in einer Minderheitenposition innerhalb der Cultural Studies sehen, besteht in der Depolitisierung des Ansatzes: Die Analyse der umkämpften gesellschaftlichen Verhältnisse – auch der eigenen – findet sich zugunsten einer qualitativen Soziologie bzw. einer dekonstruktiven Lektüre populärer Texte verdrängt, in der das *eingreifend-politische* Selbstverständnis der Cultural Studies verloren geht“ (in Hall 2004: 5; Hervorh. im Orig.). Zur Diskussion eines friedenswissenschaftlichen Mainstreaming dekolonialer bzw. feministischer/gendersensibler Forschung: Cárdenas (2016) bzw. Engels/Gayer (2011).

Subjekte zu erreichen trachten“ (Castro Varela/Dhawan 2007: 31). Es geht damit letztlich auch um „Politiken der Sichtbarmachung“ (Schade/Wenk 2011: 104) und folglich

„einerseits um die sichtbare *Vertretung* von Interessen in den politischen Institutionen und um symbolische Aushandlungsprozesse, die auf den ersten Blick die Teilhabe an Macht und Ressourcen versprechen, scheinbar bestätigen und mit garantieren. Andererseits geht es zugleich um das Wie des Sichtbar-Seins oder Werdens und der *Darstellung*, um den Wunsch nach ‚angemessenen‘ und ‚richtigen‘ Bildern von Menschen, die wegen ihrer Hautfarbe, wegen ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung oder auch ihres Alters herabgesetzt und minorisiert wurden und werden, indem sie entweder unsichtbar gemacht wurden oder blieben oder aber negativ konnotiert wurden“ (meine Hervorh.).

Hervorgehoben wird, dass mit Repräsentation keineswegs nur Darstellungen als Wirklichkeitskonstruktionen in den Blick rücken und sie auch keineswegs eine rein symbolische Praxis darstellt, die materialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen dichotom gegenüberstünde. Antke Engel (2002: 198) spricht von „Repräsentation als Intervention“ und betont damit, dass entgegen verbreiteter Vorbehalte „kulturelle Politiken darauf [zielen], den – repräsentationskritisch begründeten Abstand – zwischen den sozio-ökonomischen Bedingungen der Repräsentation und den aktualisierten Repräsentationen zum Zwecke politischer Interventionen strategisch nutzbar zu machen“ (Engel 2002: 218). In den Fokus rücken Repräsentationspolitiken, die auf die „Veränderung symbolischer Ordnungen“ und auf „Interventionen in institutionalisierte und materielle Macht- und Herrschaftsverhältnisse“ (Engel 2002: 198) zielen. Wichtig wird damit die Annahme, dass sich Repräsentation als Schlüsselmoment eines politischen Kampfes nicht auf Fragen nach dem Wie der Darstellung reduzieren lässt, wie auch die ästhetische und performative Facette von Repräsentation nicht auf eine bloße Symbolpolitik reduziert werden kann oder reduziert werden muss.

Repräsentation lässt sich als Intervention begreifen, wobei eine wissenschaftliche Praxis nicht darauf beschränkt ist, Kritiken und Dekonstruktionen hegemonialer Repräsentationsregime beizusteuern. Angelehnt an Foucaults (1992 [1978]: 12) bekanntes Bonmot, demzufolge Kritik darin bestünde „nicht dermaßen regiert zu werden“, plädieren etwa Anne Broden und Paul Mecheril (2007: 23) für eine auf Dauer gestellte Form der Kritik an den Repräsentationsverhältnissen:

„Es geht also darum, sich in einer Weise auf die Bilder und Darstellungen des Eigenen und des Anderen, auf Identität und Differenz zu beziehen, dass die Einschränkungen, die mit ihnen assoziiert sind, gemindert und modifiziert werden. Die Daueraufgabe einer Kritik der Repräsentationsverhältnisse umfasst hierbei neben dem Ansinnen, die Repräsentationsfrage (Wer spricht über wen?) überhaupt als bedeutsame Frage in Debatten einzubringen und der Thematisierung von konkreten Repräsentationsverhältnissen (Wer spricht wann und wo mit welcher Legitimation und mit welchem Effekt über wen?) auch eine Kritik an der Idee einer ‚legitimen Vertretung‘ und der Idee einer ‚richtigen Darstellung‘. Mit diesem letzten Motiv der Kritik ist der Prozess der Kritik, der Vollzug der Kunst, ‚nicht dermaßen repräsentiert zu werden‘, auf Dauer gestellt“.

Repräsentation wird hier wiederum dual als Darstellung und Vertretung verstanden. Wichtig scheint mir zudem Folgendes: Es geht um repräsentationskritische Überlegungen, die kontextübergreifend – also keineswegs nur für wissenschaftliche Praxis – tragen sollen und können. Sie bieten beispielsweise Orientierungspunkte für Praxen kritischer Evaluierung, für Protest sowie für die Gestaltung von Kulturprojekten – zum Beispiel mit geflüchteten Menschen in Deutschland (Ziese/Gritschke 2016). Viele Forderungen und Argumente, die wissenschaftlich-analytische Repräsentationskritiken wie auch mancherlei Debatte zu einer ethisch und politisch angemessenen Repräsentation ‚Anderer‘ begleiten und anleiten, finden in außerwissenschaftlicher Praxis Anwendung – und nicht selten entstammen sie dieser.

4.2.2 Kritik der Fremdrepräsentation: Das Beispiel des rassifizierenden Repräsentationsregimes

„This position of objecthood that we commonly occupy, this place of ‚Otherness‘, does not, as commonly believed, indicate a lack of resistance or interest, but rather a lack of access to representation on the part of Blacks themselves. It is not that we have not been speaking, but rather our voices – through a system of racism – have been either systematically disqualified as invalid knowledge; or else represented by whites who, ironically, become the ‚experts‘ on ourselves. Either way, we are caught in a violent colonial order“ (Kilomba 2019: 26).

Seit mehreren Jahrzehnten zeichnet eine Vielzahl an fallorientierten, empirischen Untersuchungen das Bild insbesondere kulturanalytischer Forschung mit, welche die Praxen, Mechanismen und Effekte von Repräsentation, über die sich Bedeutung praktisch entfaltet, etabliert und gegebenenfalls naturalisiert, selbst zum Thema, also zum Gegenstand empirischer Forschung machen.¹⁰² Viele wissenschaftliche Repräsentationskritiken interessieren sich dabei für Repräsentation als „performative[r] Akt, der etwas hervorbringt [...]. Durch Repräsentation werden Wissensgegenstände hervorgebracht und der Diskurs über diese ermöglicht“ (Figge 2016: 109). Zudem liegt bei kritischen Repräsentationsanalysen der Fokus sehr häufig auf Differenzpraxen wie beispielsweise Stereotypisierung oder Fetischisierung (Hall 2004 a) sowie auf dem gegebenenfalls konventionalisierten Wie eines Ziehens von „Linien der Differenz“ (Schaffer 2008: 68), weniger auf ganz bestimmten, wiederkehrenden Bildern oder Bild-Motiven. Gefragt wird, „wie und in wessen Namen, aufgrund der Autorität welcher sozialer Prozesse welche Wirklichkeit repräsentiert, kurz: effektiv wird – oder eben nicht“ (Schaffer 2008: 81). Es geht in der Regel um sozial und gegebenenfalls identitär überaus wirkmächtige Konstruktionen sozialer Differenz. Wie Rousiley C. M. Maia (2014: 30) mit Blick auf die Relevanz zusammenfasst, die Repräsentation in medienwissenschaftlichen Untersuchungen zugewiesen wird:

„On the one hand, media scholars are frequently concerned that media material may have an impact on one’s sense of self insofar as individuals use media materials to ‚see‘ and ‚measure‘ themselves against the attitudes and points of view of others. On the other hand, researchers are concerned that mass media may become a major resource for people imagining other individuals and groups since it provides ‚mental models‘ or may ‚shape‘ cultural perspectives“.

Analysiert werden etwa wissenschaftliche, hoch- und popkulturelle, journalistische oder künstlerische Repräsentationen als Differenzen, symbolische Grenzziehungen und ‚kulturelle‘ Identitäten hervorbringende, de-/stabilisierende und de-/naturalisierende Wissenspraxen. Sie werden dabei im Spannungsfeld von Wissen und Macht situiert, um etwa auf die folgen-

102 Repräsentationsanalysen/-kritiken können in der (Forschungs-)Tradition von Ideologie- und Diskurskritiken wie auch der Stereotypen- und Feindbild-Forschung verortet werden (Siapera 2010). Grundlegende Überlegungen zu (kritischen) Repräsentationsanalysen – insbesondere in der Tradition der Cultural Studies – finden sich in Kap. 3.1.

de Zirkularität hinzuweisen: Ein abwertendes und marginalisierendes Sprechen dient der Legitimierung von Machtasymmetrien – und letztere bilden die Grundlage für eine Re-Produktion von Marginalisierung, insofern die Räume und Möglichkeiten eines (Wider-)Sprechens eingeschränkt werden (Biskamp 2016: 328). Vornehmlich mit Blick auf hegemoniale Repräsentationsregime wird hervorgehoben, dass sie „durch das verhängnisvolle Doppel von ‚Macht/Wissen‘ geformt“ (Hall 2012 c: 30) sind.¹⁰³

Ich möchte das Vorangesagte an einem Beispiel verdeutlichen, namentlich anhand des rassifizierenden bzw. rassistischen Repräsentationsregimes (Hall 2004 a: 158; Siapera 2010: Kap. 9). Dieses wird ausführlich in der Forschungsliteratur zur Repräsentation von Differenz mit Blick auf ‚Rasse‘ oder *race*, Ethnizität und/oder ‚Kultur‘ behandelt. Das rassifizierende Repräsentationsregime wird dabei als ein Regime der hegemonialen *Fremd*-repräsentation unter anderen gehandelt, als eines, bei dem ‚kulturelle‘ Differenz von anderen repräsentiert wird, „particularly by those understood as dominant or majority groups“ (Siapera 2010: 149). Es umfasst das breite Spektrum von einem biologisch begründeten (kolonialen) Rassismus – dessen historische wie aktuelle Ausprägungen – bis zu gegenwärtig immer häufiger zu beobachtenden Formen eines kulturellen Rassismus, der sich etwa in Gestalt eines antimuslimischen Rassismus niederschlägt.¹⁰⁴ Für den kolonialen Rassismus hat Albert Memmi (2016 [1957]: 148) Folgendes beobachtet:

„Ein ständiges Bemühen der Kolonialisten besteht darin, in Worten und Verhalten den Platz und das Schicksal des Kolonisierten, seines Partners im kolonialen Drama, zu erklären, zu rechtfertigen und zu erhalten, d. h., letzten Endes das Kolonialsystem und damit seinen eigenen Platz zu erklären, zu rechtfertigen und zu erhalten“.

103 Stäheli bescheinigt den Cultural Studies, dass sie im Zuge ihrer Rettung „politischer Handlungsfähigkeit unter Bedingungen der (post-)strukturalistischen Kritik des Subjekts“ (Stäheli 2004: 155) immer wieder subversiv-heterogene Praktiken (der Beherrschten bzw. Marginalisierten) einem als homogen unterstellten „hegemonialen Machtblock“ (Stäheli 2004: 159) (unzulässig) gegenüberstellen.

104 Kultureller Rassismus „lässt sich als eine Modernisierungsstrategie verstehen, mit deren Hilfe die Inhalte des biologischen Rassismus weitertransportiert werden können, ohne den ‚Rasse‘-Begriff zu bemühen“ (Shooman 2012: 53). Zum antimuslimischen Rassismus: Attia (2009) und Biskamp (2016). Vgl. zudem Rommelspacher (1997) zu einer frühen intersektionalen Diskussion ‚der‘ kopftuchtragenden Frau.

Dafür werden erstens Unterschiede zwischen den beiden Gruppen hervorgehoben, diese werden zweitens zugunsten der Kolonialisten und zuungunsten der Kolonisierten ausgelegt bzw. bewertet und drittens werden die behaupteten Differenzen absolut gesetzt, „indem man sie als endgültig ausgibt und das eigene Handeln darauf ausrichtet, daß sie das auch werden“ (Memmi 2016: 148). Ein rassifizierendes Repräsentationsregime drückt sich damit in dem aus, was Birgit Rommelspacher (1997: 34) mit „Dominanzkultur“ bezeichnet, um den Umstand zu benennen, dass „unsere ganze Lebensweise, unsere Selbstinterpretationen sowie die Bilder, die wir von Anderen entwerfen, in Kategorien der Über- und Unterordnung gefaßt sind“. Entsprechende Repräsentationen dienen der Legitimierung von Dominanz und Unterdrückung – und das nicht nur im Kontext von Imperialismus und Kolonialismus, sondern noch heute (Rommelspacher 1997: 32).

Vielerlei postkoloniale und anti-rassistische Kritik – etwa an Spendenplakaten von NGOs, an Blackfacing am Theater oder an Darstellungen von Afrika in Schulbüchern¹⁰⁵ – zielt darauf, dass Repräsentationspraxen, die im Kolonialismus der Legitimierung imperialer Herrschaftsansprüche und Gewalt dienten, heute noch eine oftmals gänzlich unkritische Re-Aktualisierung erfahren (Della/Kiesel 2014). Zentraler Kritikpunkt sind die konkreten Auswirkungen der Re-Produktion kolonialer Bilderwelten im Hier und Jetzt, etwa auf die Lebenswirklichkeiten von People of Color (PoC) in Ländern des Globalen Nordens. Kunstwissenschaftlerin und Aktivistin Sandrine Micossé-Aikins bringt dies auf der Podiumsdiskussion „(De-)Koloniale Bilderwelten? Voraussetzungen für eine neue Bildpolitik in der Öffentlichkeitsarbeit von entwicklungspolitischen Organisationen“ (2015, Berlin) auf den Punkt, wenn sie anmerkt:

„Ich denke, dass diese Bilder nicht nur einen Indikator darstellen. Ich glaube, sie bewirken tatsächlich sehr, sehr viel. Sie wirken sich auf un-

105 Diese Beispielkontexte entlehne ich der Podiumsdiskussion „(De-)Koloniale Bilderwelten?“, veranstaltet von lokal und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD). Mit dieser facettenreichen und inspirierenden Diskussion habe ich mich im Rahmen einer schriftlichen Reflexion und Aufbereitung intensiv auseinandergesetzt (Zöhrer 2017; siehe auch die dort angegebene Literatur zu den drei genannten Beispielkontexten). Zur Sprache kamen hier Fragen nach der kolonialen Tradition von Bildsprache, nach deren Wirkmächtigkeit im Alltag sowie mögliche Wege den damit assoziierten Herausforderungen konstruktiv zu begegnen – nicht zuletzt über Wissensvermittlung, Kritik und Protest sowie über die Bildung von Bündnissen, die nicht auf essentialisierenden Annahmen von ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ aufrufen.

seren Alltag aus! Für mich ist es ziemlich paradox, dass Bilder, die vor hundert Jahren dazu verwendet wurden, um Gewalt gegen Menschen in den ehemaligen Kolonien zu rechtfertigen, jetzt irgendwie eine Verbesserung der Situation bewirken sollen“ (zitiert in Zöhrer 2017: 14).

Mit Blick auf das rassifizierende bzw. rassistische Repräsentationsregime wird deutlich, dass oft gerade nicht Unsichtbarkeit das Problem ist, sondern stattdessen nicht-anerkennde Formen von Sichtbarkeit. Johanna Schaffer (2008) hat mit Nachdruck auf die „Ambivalenzen der Sichtbarkeit“ hingewiesen, womit ein Mehr an öffentlicher Sichtbarkeit marginalisierter Personen/-Gruppen keineswegs immer schon einen Erfolg und umgekehrt Unsichtbarkeit nicht per se einen Verlust oder eine Niederlage darstellen. Eindrücklich formuliert die Feministin Peggy Phelan, die Schaffer (2008: 56) wie folgt übersetzt und zitiert:

„Die Binarität zwischen der Macht der Sichtbarkeit und der Ohnmacht der Unsichtbarkeit führt in die Irre. Es liegt reale Macht darin, unmarkiert zu bleiben, ebenso wie einer visuellen Repräsentiertheit als politischem Ziel schwerwiegende Grenzen gesetzt sind. Sichtbarkeit ist eine Falle [...]. Sie ruft Überwachung und das Gesetz auf, provoziert Voyeurismus, Fetischismus und einen kolonialistischen/imperialistischen Appetit nach Besitz“ (Auslassung bei Schaffer).

Ein Mehr an Sichtbarkeit kann zugleich ein Mehr an Einbindung in bestehende Disziplinierungsmaßnahmen bedeuten, womit Sichtbarkeiten zugleich bestehende hegemoniale Ordnungen affirmativ reproduzieren (Schaffer 2008: 52). Problematisch an einer quantifizierenden Gleichsetzung „von mehr Sichtbarkeit = mehr politische Macht“ (Schaffer 2008: 15) ist zudem, dass sie unterstellt, dass sich von einer größeren Zahl und Verbreitung „idealisierte Bilder spezifischer Subjektpositionen“ (Schaffer 2008: 18) Rückschlüsse auf ökonomische und politische Einfluss- und Teilhabemöglichkeiten ziehen lassen könnten.

Im Zuge wissenschaftlicher Problematisierungen von Repräsentation wird keineswegs ausschließlich herausgearbeitet, wie sich hegemoniale Repräsentationsregime historisch formierten und als Selbstverständlichkeiten etablierten; auch beschränkt sich derlei Analyse oft nicht darauf, zu untersuchen, wie sich Repräsentationsregime (je) gegenwärtig reproduzieren und eventuell transformieren. Ein Augenmerk liegt darüber hinaus darauf, wie entsprechend dominante Repräsentationspraxen und -regime kritisiert und aktiv unterlaufen werden können. Dabei kann nicht, jedenfalls nicht pauschalisierend, behauptet werden, dass sich dezidiert als widerständig verstehende Repräsentationspraxen von Forscher_innen weniger kritisch

unter die Lupe genommen würden. Auch werden Repräsentationen keineswegs bereits deshalb ‚geschont‘, weil sie *Selbstrepräsentationen* darstellen.

4.2.3 Politiken und Ambivalenzen der Selbstrepräsentation

Für viele macht- und herrschaftskritisch informierte Beobachter_innen fungiert die Annahme als eine Art Ausgangsverdacht, dass der kritische Standpunkt jener, die sich in einer privilegierten, machtvollen Position befinden, limitiert sei (Jefferess 2013: 78). Schaffer (2008: 105) beobachtet gar, dass gerade wohlmeinende Projekte, die „in majoritärer Hand liegen“, im Rahmen visueller Repräsentation von dem Dilemma gezeichnet sind, „Strukturen der Minorisierung zu wiederholen“. Dem gegenüber stehen visuelle Projekte, welche die „Fallen einer Darstellungslogik reflexiv zu umgehen oder durcharbeiten suchen. [...] [S]ie kommen oft aus Kontexten, in denen Personen mit Erfahrungen struktureller Minorisiertheit beträchtlichen Mitbestimmungsanteil an Produktion und/oder Rezeption haben“ (Schaffer 2008: 105). Die Unterscheidung von Fremd- und Selbstrepräsentation und die sich in ihr ausdrückende Praxis einer auktorialen Zuordnung informiert hier die Gegenüberstellung von hegemonialen und alternativen/subversiven Repräsentationen. Dabei – das erscheint mir zentral – laufen durchaus Unterstellungen zur Güte der jeweiligen Repräsentationen mit.

Gerade im Falle von *Selbstrepräsentation* scheint ein Sprechen schwerlich von den jeweils Sprechenden zu entkoppeln, wenn dessen Güte bewertet wird. Dabei wird etwa minorisierten Gruppen(-Vertreter_innen) Autorität vornehmlich unter der Annahme eines „*experiential privilege*“ (Roof/Wiegman 1995: 94; Hervorh. im Orig.) zugestanden *und* abgesprochen. Als Form der De-Autorisierung kommt nicht selten eine Befangenheitsunterstellung ins Spiel. Dies beispielsweise, wenn Personen, die von Rassismus betroffen sind, abgesprochen wird, wissenschaftlich, sachlich, objektiv, als Expert_innen über Rassismus sprechen zu können. Authentizität, Erfahrung oder auch Betroffenheit stellen in vielen Fällen und Kontexten keine Gütesiegel dar, jedenfalls keine unangefochtenen. Etwa im wissenschaftlichen Kontext werden nach wie vor die folgenden Dichotomien re-produziert, um nicht zuletzt die Grenzen dessen, was als wissenschaftlich gelten darf, zu ziehen bzw. zu verteidigen. Grada Kilomba (2019: 26) beobachtet:

„When they speak it is scientific, when we speak it is unscientific;
universal/ specific;
objective/ subjective;
neutral/ personal;
rational/ emotional;
impartial/ partial;
they have facts, we have opinions;
they have knowledge, we have experiences“.

Ich komme auf entsprechende Überlegungen zu Formen der De-/Autorisierung wie auch der De-/Legitimierung noch mehrfach zu sprechen. An dieser Stelle möchte ich vor allem darauf hinweisen, dass neben und gemeinsam mit Repräsentation als Darstellung und Vertretung eine weitere Unterscheidung eine zentrale Rolle im Zuge der Problematisierung von Repräsentation spielt: namentlich jene von Fremd- oder Selbstrepräsentation, mittels derer (die Güte von) Repräsentationspraxis an die jeweils Sprechenden/Repräsentierenden gekoppelt wird, im Guten wie im Schlechten. Auf Vergleichbares macht Eugenia Siapera (2010: 149) aufmerksam, wenn sie schreibt: „The representational ‚battlefield‘ becomes therefore wider and broader, as representational contents implicate the identities of their producers and performers“.

Gerade im Rahmen repräsentationspolitischer Bewegungen und Kämpfe wird immer wieder sichtbar, dass Fragen der Identität zentral – und vielfältig – in Praxen der Selbstrepräsentation hineinspielen. Hall hat in seinem Aufsatz „Neue Ethnizitäten“ (2012 e [1992]) zwei zu verschiedenen Zeitpunkten in Großbritannien aufkommende, sich dabei keineswegs ablösende Momente Schwarzer Kulturpolitik unterschieden, denen jeweils ein spezifisches Grundverständnis von Repräsentation – und damit zusammenhängend von Identität, Differenz und Subjekt(ivität) – zugrunde liegt. Um Halls Beobachtungen knapp zu resümieren:¹⁰⁶ Der erste Moment einer Kritik an den Repräsentationsverhältnissen erfordert und ermöglicht insbesondere die Herstellung eines selbst-bewussten, politischen Schwarzen Subjekts, in dessen Namen Erfahrungen und Forderungen artikuliert werden können. Er äußert sich insbesondere als „eine Kritik an der Weise, wie Schwarze als sprachlos und unsichtbar gemachte Andere in den vorherrschenden weißen ästhetischen und kulturellen Diskursen positioniert wurden“ (Hall 2012 e: 15). Im Vordergrund steht in der Folge der Kampf

106 Hierzu auch Hall (2012 d) sowie Supik (2005) zu einer ausführlichen Diskussion von Halls Überlegungen.

gegen „die Marginalität, gegen die stereotype Qualität und die fetischisierte und naturalisierte Art der Bilder“ (Hall 2012 e: 15) sowie für ein „Recht auf Repräsentation“ (Hall 2012 e: 16). All diese Kritiken und Forderungen setzen letztlich ein mimetisches – und gegebenenfalls intentionalistisches – Repräsentationsverständnis voraus: Unterstellt werden muss sowohl die Existenz eines der Repräsentation vorgängigen, homogenen Schwarzen (Kollektiv-)Subjekts als auch die Möglichkeit seiner wirklichkeitsgetreuen und adäquaten Repräsentation (im Sinne von Darstellung und Vertretung).

Der zweite Moment als „Politik der Repräsentation selbst“ (Hall 2012 e: 17) setzt demgegenüber an einem konstruktivistischen Repräsentationsverständnis an, womit nach Hall einige Gewissheiten und „letzte Garantien“ (Hall 2012 e: 19) wegbrechen, mindestens aber nachhaltig irritiert werden. Hall (2012 e: 18) führt aus:

„Es geht hier um die Anerkennung der außerordentlichen Verschiedenheit der Subjektpositionen, der sozialen Erfahrungen und kulturellen Identitäten, welche zusammen die Kategorie ‚schwarz‘ bilden – um die Anerkennung der Tatsache, dass ‚schwarz‘ eine wesentlich politisch und kulturell *konstruierte* Kategorie ist, die nicht auf einem Ensemble von festen transkulturellen oder transzendentalen ‚rassischen‘ Kategorien gründet und deshalb keine Garantie in der Natur findet“ (Hervorh. im Orig.).

Aus der sich andeutenden Verschiebung resultiert für Hall (2012 e: 19) die Herausforderung, Wege für eine Politik zu finden, „die wirkungsvoll politische Grenzlinien zieht, ohne welche die politische Auseinandersetzung unmöglich ist, aber dabei die Grenzen nicht verewigt“ – eine Herausforderung, mit der sich keineswegs ausschließlich politische Bewegungen konfrontiert sehen, sondern etwa auch Forscher_innen (wie die nachfolgenden Kapitel zeigen). Denken lässt sich hier an das Konzept des *strategischen Essentialismus* nach Spivak (1988: 66): „[S]ince it is not possible not to be an essentialist, one can self-consciously use this irreducible moment of essentialism as part of one’s strategy. This can be used as part of a ‚good‘ strategy as well as a ‚bad‘ strategy and this can be used self-consciously as well as unself-consciously“. Essentialisierung scheint einerseits unvermeidbar; andererseits – so wird die Idee eines strategischen Essentialismus vornehmlich rezipiert – kann es gerade in politischen Kontexten geboten sein, essentielle Kollektivsubjekte vorauszusetzen bzw. zu behaupten (Bloedner 1999). An dieser Stelle meiner Ausführungen angelangt, finde

ich die folgende Beobachtung Spivaks (1988: 66) zu Repräsentation bemerkenswert:

„The debate between essentialism and anti-essentialism is really not the crucial debate. It is not possible to be non-essentialist, as I said; the subject is always centered. The real debate is between these two ways of representing. [...] There's the play between these two kinds of representations. And that's a much more interesting thing to keep in mind than always to say, I will not be an essentialist. [...] The relationship between the two kinds of representation brings in, also, the use of essentialism because no representation can take place, no *Vertretung*, representation, can take place without essentialism. What it has to take into account is that the ‚essence‘ that is being represented is a representation of the other kind, *Darstellung*“ (Hervorh. im Orig.).

Während der Aspekt der Darstellung zuvorderst ein konstruktivistisches Repräsentationsverständnis aufruft, lenkt die Facette der Vertretung den Blick auf die Frage, wer (für wen) spricht. Dabei scheinen für Spivak essentialisierende Darstellungen von Personen/-Gruppen – als konstruierte Essenzen – im Zuge von Vertretungspraxen geradezu unausweichlich. Hall trifft keine vergleichbare Unterscheidung zu jener von Darstellung und Vertretung.¹⁰⁷ Und doch weisen auch seine Betrachtungen darauf hin, dass letztlich in (Selbst-)Vertretungspraxen Identitäten vorausgesetzt und (damit) hervorgebracht werden. Für ihn hängt dabei der Grad einer De-/Essentialisierung von Identität von dem jeweils *in praxi* zugrunde gelegten – mimetischen, intentionalistischen oder konstruktivistischen – Repräsentationsverständnis ab.

Der Verweis auf die Trias an Repräsentationsverständnissen nach Hall kann erneut darauf aufmerksam machen, dass ein konstruktivistischer Repräsentationsbegriff keineswegs alle anderen Verständnisse von Repräsentation abgelöst hat. Nicht-konstruktivistische Repräsentationsverständnisse sind keineswegs praktisch obsolet. Sie sind außerhalb bestimmter sozial- und kulturwissenschaftlicher wie auch einiger aktivistischer Praxiszusammenhänge vielmehr die selten in Reinform anzutreffende Regel – was, wie

107 Wie Supik (2005: 98) beobachtet: „Es ist richtig, dass Stuart Hall die Unterscheidung zwischen Vertreten und Darstellen ebenso wie Foucault und Deleuze nicht ausdrücklich trifft. Sein Interesse gilt, wenn man der Unterscheidung Spivaks folgt, lediglich der ‚rhetorischen‘, also der darstellenden Seite der Repräsentation. Es ist *deren* politische Relevanz, die er herausstellt“ (Hervorh. im Orig.).

ich finde, nicht leichthin als beispielsweise anachronistisch gewertet werden sollte. Stattdessen ist dies aufmerksam im Blick zu behalten.¹⁰⁸ Wenn ich beispielsweise beanstande, dass die Medienberichterstattung über Afrika nicht mehr als ein Zerrbild verbreitet, dann setze ich voraus, dass eine richtige, akkurate, korrekte Repräsentation möglich ist – jedenfalls aber eine weniger einseitige. Wenn Forschung den Anspruch erhebt, die Erforschten so darzustellen, wie sie wirklich sind, dann hängt diese letztlich einem „representational realism“ (Kitzinger/Wilkinson 1996: 15) an. Und wenn jemand befindet, dass ein Film über Schwarze Kultur bereits deshalb besser oder angemessener ist, weil er von einer Schwarzen Person produziert wurde, dann wird ein Zusammenhang zwischen der sozialen Positionierung (und gegebenenfalls Motivation) der Person und der Güte ihrer Repräsentationspraxis geknüpft (Hall 2012 e: 18; Alcott 1991).

Neben divergierenden Repräsentationsverständnissen lohnt es sich die Vielfalt zu berücksichtigen, die sich hinter den Kategorien Fremdrepräsentation und Selbstrepräsentation verbirgt. Siapera (2010: Kap. 9, 10) weist mit Blick auf künstlerische, journalistische und (sub-)politische Repräsentationspraxen auf eine Pluralität gegenwärtiger Repräsentationsregime ‚kultureller‘ und ethnischer Differenz hin. Diese zeichnen sich jeweils durch eine spezifische Form der Thematisierung bzw. performativen Erzeugung von Differenzen und Identitäten aus – und werden von Siapera mitunter dahingehend unterschieden, ob es sich um Fremd- oder Selbstrepräsentationen handelt. So stellt sie verschiedene Regime der Fremdrepräsentation vor, darunter das rassistische Repräsentationsregime.¹⁰⁹ Daneben benennt die Forscherin zwei Repräsentationsregime, die auf Selbstrepräsentation aufrufen: das *essentialistische* und das *alternative Repräsentationsregime*. Erstgenanntes funktioniert ausnahmslos als Selbstrepräsentation, da dieses an Vorstellungen eines wesenhaften, stabilen und homogenen (kollektiven) Selbst gekoppelt ist, das sich einzig selbst angemessen reprä-

108 Entsprechende Repräsentationsverständnisse und Alltagsepistemologien, damit zusammenhängende Vorstellungen von Realität, Referenzialität wie auch Medialität, sind nicht zuletzt von empirisch-analytischem Interesse. Das zeigen auch meine Ausführungen in den Kapiteln des dritten Teils. Ein Schwerpunkt liegt (auch) hier auf Beobachtungen, wie unterschiedliche Repräsentationsverständnisse *in praxi* wirksam werden, wenn die Güte (etwa Objektivität, Wahrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit, Überzeugungskraft) von Repräsentationspraxen zur Disposition steht.

109 Daneben behandelt Siapera (2010: Kap. 9) das zum rassistischen Regime komplementäre *domesticated regime of representation* sowie das *regime of commodification*.

sentieren – vertreten und darstellen – kann (Siapera 2010: 156). Das alternative Repräsentationsregime kann laut Siapera hingegen auch von ‚Nicht-Zugehörigen‘ mitgestaltet werden. Es zeichnet sich dadurch aus, dass es von Heterogenität, Pluralität und Vielstimmigkeit ebenso zehrt wie von Diskussionen und Kritik: Letztlich wird hier fortwährend die Frage nach dem ‚Wir‘ prozessiert.

Auch im nachfolgenden Kapitel komme ich auf Diskussionen darüber zu sprechen, wie exklusiv, essentialistisch und/oder homogen ein Wir und ein ‚die Anderen‘ – dieses Mal speziell im Rahmen wissenschaftlicher Repräsentationspraxis – gedacht bzw. gehandhabt werden (sollen).